

Dossier : Ulrich Bräker

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **78 (1998)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Holger Böning

ist Privatdozent und Historiker an der Universität Bremen. Er hat zahlreiche Bücher zur deutschen und schweizerischen Geschichte, Presse und Literatur verfasst. Sein Hauptinteresse gilt dem Jahrhundert der Aufklärung und den Wirkungen der Französischen Revolution im deutschen Sprachraum.

«... was hab ich vom Wasser,
von Sonn, Mond und Sternen,
und von deinem Vogelgeschrey
wan ich nix z'fressen hab».

Ein ehemaliger Soldat über die
toggenburgischen Naturschönheiten.
Ulrich Bräker: Die Gerichtsnacht

«WAS GEHEN MICH EURE KRIEGE AN?»

*Ulrich Bräkers Erfahrungen als preussischer Rekrut
und ihre Verarbeitung in seinem literarischen Werk*

Im Herbst 1755 begibt sich Ulrich Bräker aus seiner toggenburgischen Heimat auf die Suche nach einer besseren Welt. Wie viele Schweizer vor ihm treibt ihn die Not, sich dem Dasein als Knecht und Salpetersieder zu entziehen und anderswo nach einem weniger mühseligen Auskommen zu schauen. Vertrauensseligkeit und die Schuftigkeit eines Landsmannes treiben ihn in Schaffhausen in die Arme des preussischen Werbeoffiziers Johann Markoni.

Als *Markonis* Bursche erfüllen sich zunächst *Bräkers* Erwartungen. *Markoni*, ein polnischer Abenteurer, führt ein Leben ohne Arbeit und ist keinem Vergnügen abgeneigt. *Bräker* lässt sich von den Eskapaden des Leichtfusses und Frauenhelden faszinieren, doch hindert eine asketisch-pietistische Erziehung an unbeschwerter Teilhabe. Aber er profitiert: Mit einer neuen, ihm eigens angepassten Montur spaziert der junge Toggenburger gestieft und gespornt durch Schaffhausen und wundert sich über die respektvoll den Hut lüftenden Bürger. Rottweil lernt er kennen und mit Strassburg die erste grosse Stadt seines Lebens. Nur die Mutter ahnt Böses und bringt dem Sohn das Neue Testament.

Diesen Trost kann *Bräker* gut gebrauchen, nachdem sein Herr strafweise von seinem Werberposten abgelöst wird – *Markoni* hatte viel Geld ausgegeben, aber nur wenige Rekruten für seinen grossen König gewonnen. Der Toggenburger wird nach Berlin kommandiert und erlebt die Stadt als einen einzigen grossen Kasernenhof. Ein kümmerliches Leben fristen die Soldatenfamilien, roh und ungebildet, prügelfreudig und arrogant tritt das Offizierskorps auf, diese «schauerliche Landplage», wie *Franz Mehring* diesen ersten Stand im preussischen Staate nennt. Für *Bräker* beginnt das Soldatenleben, und nur schwer ist Erbärmlicheres vorstellbar.

Man hat ihn in eine Armee gelockt, die als das modernste und bestorganisierte Heer Europas gilt, was man weniger als Lob für den ganzen Stolz *Friedrichs II.* verstehen muss denn als vernichtendes Urteil über den Zustand des Soldatenwesens in anderen europäischen Ländern. Die preussische Armee war ein getreuliches Spiegelbild der preussischen Gesellschaft, was nicht nur für das achtzehnte Jahrhundert gilt. So wie dort der Junker auf seinen Gütern mit seinen leibeigenen Bauern umsprang, so konnte jeder halbwüchsige, gerade sechzehnjährige Fähnrich von Adel einen altgedienten gemeinen Soldaten wegen eines kleinen Putz- oder Exerzierfehlers zu Tode prügeln. Was der Bauer aus dem Zivilleben kannte, Willkür der Herren, Unterordnung, Hunger und ein elendes Leben, das fand er als Soldat in gesteigerter Form wieder.

Historische Quelle

Bräker erlebt die Metamorphose des Menschen zum Soldaten. Die Schilderungen in der Autobiographie «Abenteuer des Armen Mannes aus dem Toggenburg» lassen ahnen, wie tief Schikanen und Prügel sich in das Gedächtnis eingegraben haben. Als hätte er alles gerade erst erlebt, so lesen sich diese erst Jahrzehnte später aufgezeichneten Erinnerungen. Es gibt in der deutschsprachigen Literatur nur wenige

Holger Böning schrieb die im vergangenen Frühjahr erschienene Biographie «Ulrich Bräker. Der Arme Mann aus dem Toggenburg», Orell Füssli, Zürich 1998. Kürzlich erschien zudem: Holger Böning, *Der Traum von Freiheit und Gleichheit. Helvetische Revolution und Republik (1798–1803) – Die Schweiz auf dem Weg zur bürgerlichen Demokratie*, Verlag Orell Füssli, Zürich 1998.

Beschreibungen des Militärbetriebes, die so unbeirrt aus der Sicht des einfachen Soldaten geschrieben sind und in ihrer Unmittelbarkeit und Lebendigkeit zur Identifizierung mit denen zwingen, die unter den Ambitionen der Mächtigen am meisten leiden. Eine Quelle für das Soldatenleiden im achtzehnten Jahrhundert findet sich hier, die beim Schreiben preussischer Militärgeschichte nicht übergangen werden sollte. Eindringlich wird die Abrichtung der Rekruten beschrieben, unvergesslich bleibt jedem Leser die Schilderung eines grauenhaften Spiessrutenlaufes, den ein wieder eingefangener Deserteur über sich ergehen lassen musste.

Bräker erkennt, dass es sich bei den Prügelorgien nicht um Missstände handelt, die bei gutem Willen abzustellen wären, sondern dass sie zum Militär gehören wie die Marschmusik, die jeden Schmerzensschrei übertönt. Nur wenn dem Soldaten ausgetrieben ist, was zum Menschsein gehört, wenn er reduziert ist auf Hungern und Gehorchen, so der Kern der preussischen Rekrutenabrichtung, dann wird der Mensch zum tauglichen Soldaten.

So ist es kein Wunder, dass Bräker an Desertion denkt. Als habe er gehaut, was ihn erwartet, hat Bräker den Eid, der von den gepressten Rekruten verlangt wurde, nicht mitgesprochen. Im achtzehnten Jahrhundert, wo die Armeen sich aus zwangsrekrutierten armen Bauern, Knechten, Tagelöhnern oder Handwerksgesellen, aus mit List überrumpelten fremden Reisenden oder aus gepressten Insassen von Armenhäusern zusammensetzten, war fast jedes Moment der Freiwilligkeit aus dem Militärwesen verbannt, so dass die Desertion zu einem Akt der Befreiung geworden war, von dem fast jeder Soldat träumte. In Berlin hält Bräker nur die Angst vor der mörderischen Strafe und die Unsicherheit des Gelingens von der Flucht ab.

Auch Bräker ist für einen Krieg bestimmt, den man später als den Siebenjährigen bezeichnen wird. Erstmals ist er bei den Manövern «mit allen Leibs- und Seelenkräften» eifrig, um sich als einen «fertigen dapfern Soldaten zu zeigen» und nur ja nicht in Berlin bleiben zu müssen. Im Felde war die Chance, sich von der ungeliebten Fahne zu entfernen, weit besser als in der Garnisonsstadt, wo tausend Augen über die Rekruten wachten.

Nur wenn
dem Soldaten
ausgetrieben
ist, was zum
Menschsein
gehört, so
der Kern der
preussischen
Rekruten-
abrichtung,
dann wird der
Mensch zum
tauglichen
Soldaten.

Am 21. August 1756 kommt für Bräkers Regiment *Isenblitz* der von ihm ersehnte Befehl, sich zum Abmarsch bereit zu machen. Marschmusik verabschiedet zum Zug in den Krieg; es fliessen die Tränen der Soldatenfrauen. Niedergeschlagen ziehen die Preussen, die Familie und Heimat zurücklassen müssen, freudig jauchzend die Ausländer: «*Endlich Gottlob ist unsre Erlösung da!*» Eindringlich und mitfühlend schildert Bräker die auf dem Marsch marodierenden Soldaten, die gleich einem Heuschreckenschwarm Dörfer und Landschaften heimsuchen: «*Potz Plunder, wie giengs da her! Ha! da wurde gefressen. Aber denk' man sich nur so viele und grosse hungrige Kerls! Immer hiess es da: Schaff her, Cannaille! was d'im hintersten Winkel hast.*» Eine Schneise verheerten Landes lässt die auf ihr Ziel zumarschierende Armee hinter sich. Lakonisch berichtet er von der Begrüssung im Heerlager durch einen preussischen Feldprediger: «*Bis hierher hat der Herr geholfen*», und fügt hinzu, die göttliche Hilfe möge auch noch bis in die Schweiz reichen: «*Denn was gehen mich eure Kriege an?*»

Der Bericht, den Bräker in seiner berühmten Lebensgeschichte von der Schlacht bei Lobositz gibt, zeigt, wie er die Erfahrungen als preussischer Rekrut verarbeitet hat. Nichts ist da vom unbelehrten Stolz des Dabeigewesenen, der Furcht zu grossen Taten ummünzt. Ihm fällt «*vollends aller Muth in die Hosen*», in «*den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja Todesblässe, las' man bald auf allen Gesichtern*». Der Leser erfährt von Pferden, «*die ihren Mann im Stegreif hängend, andre die ihr Gedärm der Erde nachschleppten*», von einem «*unbeschreiblichen Blutbad*», von im Dauerfeuer halbgelühenden Flinten und vom «*herzzer-schneidenden und herzerbebenden Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Commandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zetter- und Mordioegeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtodten Opfer dieses Tages*».

Bräkers Gewissen

Bräkers Schutzengel mahnt ihn, sich durch die Flucht zu retten. «*Wo nicht mit Ehren gefochten – doch glücklich entronnen*», so überschreibt er das Kapitel seiner Autobi-

graphie, in dem er die Desertion zu den Österreichern berichtet. Eine Verletzung vor-täuschend, setzt er sich voll Furcht vor Entdeckung seiner unkriegerischen Absicht von den preussischen Truppen ab. Der glücklich bei den Österreichern Angekommene erhält Branntwein und Tabak. Über jeden Deserteur freut man sich hier, der die Kampfkraft des Gegners schwächt. Freundlich wird er behandelt und am 2. Oktober in das österreichische Hauptlager nach Budin gebracht, von wo er drei Tage später den Marsch zurück in seine Schweizer Heimat antreten kann.

Ulrich Bräker ist durch Militärzeit und Krieg erwachsen geworden. Mithin ist geschehen, was man so gern als den eigentlichen Nutzen der Soldatenzeit zu nennen pflegt. Doch nicht ganz: Bei ihm hat sich ein Pazifismus geformt, wie er sich bei einfachen, von ihrer Hände Arbeit lebenden Menschen findet, die man noch nicht mit nationalistischen Trugbildern hat verblenden können. Auch wenn im Tagebuch Rechtfertigungen kriegerischer Grossmachtpolitik zu Wort kommen, so behält doch zeitlebens ein Hass auf den Krieg die Oberhand, der in dem schlichten Wissen gründet, dass sich auf dem Schlachtfeld nur in Schussweite entfernt Standes- und Leidensgenossen befinden, deren Sorge allein dem täglichen Brot gilt und die mit den Zielen und Absichten ihrer Oberen wenig gemein haben. Er könne nicht mit gutem Gewissen sagen, so Bräker später in seinem Tagebuch über die Dienstzeit bei Friedrich II., «dass ich ihm als ein tapferer Krieger viel Feinde totgemacht hätte, nicht einen feindlichen Hund, geschweige einen Menschen, der mich mein Tage nie beleidigt hatte.»

Aus der Sichtweise des Opfers kommt Bräker zu Überzeugungen und Einsichten, die er später bei seinen aufgeklärten und gebildeten Freunden in der schweizerischen



Ulrich Bräker,
1735–1798. Portrait
von Heinrich Füssli.

Provinz nur selten finden wird. Sie, die im achtzehnten Jahrhundert so vieles neu interpretieren und nur wenig Überkommenes unbezweifelt lassen, stellen das Recht der gekrönten Herrscher, ihren Vorteilen und Grillen Millionen Menschen zu opfern, bestenfalls sehr zögernd in Frage. Vorwiegend in den Zentren der Aufklärung kommen grosse Geister wie *Montesquieu, Voltaire, Haller, Wieland, Schläzer, Lichtenberg* und andere schon vor der Französischen

Revolution zu einer Ablehnung kriegerischer Mittel zum Zwecke fürstlichen Machtstrebens. Auch bei Bräker hat sich eine Skepsis gegen die Macht gebildet, die in dem Wissen um den bedenkenlosen Umgang mit ihm und seinesgleichen gründet. So schreibt er in seinem Tagebuch 1789 ganz respektlos über *Friedrich II.*, den «ohnstreitig grossen König», und dessen Geschichtsschreibung, die für Staatsmänner ein «vortreffliches Werk» sein möge, ihn zwar auch interessiere, «weil ich einst ein Weilchen unter seinen grossen Männern diente und ihnen ein paar hundert Patronen verschossen habe», die aber doch «gewüss nicht vor den gemeinen Mann»

geschrieben sei! Er müsse sich wundern, «wie ein weichgeschaffner, gefühlvoller Mensch – so viel Blutige Cenen mit wohlgefaßten beschreiben könne». Gefüllt finde man die hinterlassenen Werke *Friedrichs* von Heldenstücken, Heldengemälden und Meisterstücken, doch ebenso seien sie voll von Hofintrigen, Spitzbubenstücken, Mordereien und Beschreibungen «von vielen tausend Schlachtopfern, die ihr Leben unschuldig an den Ehr- und Ländergeiz der Grossen» hingaben.

Seine Erfahrungen als preussischer Rekrut wird Bräker bei aller Ambivalenz, die in seinen Urteilen besonders über *Friedrich den Grossen* auch zu finden ist, sein Leben lang nicht vergessen. Sie prägen nachhaltig seine Urteile über politische

Angelegenheiten. So sehr er sich sonst auch von den Meinungen seiner aufgeklärten Freunde beeinflussen lässt, so wenig stellt sich in Fragen, die mit Militär und Krieg zusammenhängen, jemals eine Übereinstimmung mit dem aufgeklärten *common sense* her. Hier gilt besonders, dass Bräker niemals gedankenlos nachplappert, was er in Journalen und Büchern findet, von gebildeten Freunden oder in der «Moralischen Gesellschaft» hört, deren Mitglieder Bedenken gegen seine Aufnahme äussern, weil er ein ausgerissener Soldat sei – ausgerechnet aus der Armee des so verehrten grossen *Friedrich*. Denn als ehrenhaft gilt die Desertion auch im achtzehnten Jahrhundert nicht. Die schweizerischen Regierungen verlangen von ihren Untertanen nachdrücklich, die gegen eine fremde Obrigkeit eingegangene Verpflichtung getreulich zu erfüllen. Bräker selbst wird sich jedoch zeitlebens im Recht wissen mit seiner Entscheidung, dem Militär den Rücken gekehrt zu haben. «*Was meine Desertion betrifft*», schreibt er später seinen Kindern, «*so machte mir mein Gewissen darüber nie die mindesten Vorwürfe. Gezwungener Eyd, ist Gott leid! dacht' ich; und die Ceremonie, die ich da mitmachte, wähnt' ich wenigstens, könne kaum ein Schwören heissen.*» Noch bis in unser Jahrhundert aber halten Literaturwissenschaftler, die sich mit Bräkers Werk befassen, dem Toggenburger das Unehrenhafte seiner Tat vor. Mit kaum übertreffbarer Ignoranz wischen sie die Not des gepressten Rekruten hinweg, der – statt totzuschlagen und sich totschiessen zu lassen – das Weite sucht.

«Grosser König in deinem Schattenreiche ...»

Noch Jahrzehnte nach seiner Soldatenzeit hört man im Tagebuch Bräkers immer wieder den kleinen, ohnmächtigen Rekruten sprechen, der am eigenen Leibe erfahren hat, wie gerade seine Standesgenossen unter einer Ordnung zu leiden haben, in der der militärische Zweck fast alles, das Wohl der kleinen Leute fast nichts bestimmt. Am 7. Februar 1790 notiert er in sein Tagebuch einen «Brief An den Schatten Friedrichs II.», in dem er mit harschen Worten eine Politik kritisiert, die machtpolitische Ziele über das Wohl der Untertanen stellt: «*Das Gleichgewicht von Europa, o des miss-*

Als
ehrenhaft gilt
die Desertion
im achtzehnten
Jahrhundert
nicht. Die
schweizerischen
Regierungen
verlangen von
ihren Untertanen
nachdrücklich,
die gegen eine
fremde Obrigkeit
eingegangene
Verpflichtung
getreulich zu
erfüllen.

günstigen Vorurteils unter euch, ihr Grossen dieser Erden, das ihr unter euren Untertanen nicht leiden würdet. Vielleicht siehst du jetzt erst recht ein, grosser König in deinem Schattenreiche, wie ungerecht es sey, das Leben von Millionen Menschen aufs Spiel setzen, eure falschen Vorurteile, eure unedlen Leidenschaften zu befriedigen.»

Bräker hat Mitleid mit den einfachen Soldaten und kommt zu grundsätzlichen Überlegungen, die einem im 18. Jahrhundert nicht häufig zu findenden Pazifismus Ausdruck geben. «*Das Militär*», so formuliert er im Februar 1797, «*mordet freylich nach Menschen gesetzten Mitbrüder – die sie nie beleidiget haben – um ein Bagatel Sold – oder von Tyrannen gezwungen – auch freywillig – um die Hab- und Ehrsucht – eines einzigen – oder mehreren – morden sich Brüder zu Milliarden – o Menschheit entsetze dich.*» Furios beschreibt er die Perfektionierung der Kriegskunst: «*Nach und nach werden freylich die Mord-Instrumente vermehrt worden – und immer neue Erfindungen gemacht worden sein – bis auf jetzt – wo die Mord-Kunst auf das Höchste gestiegen zu sein scheint – wo vermittels der höllischen Feuersamens – und ungeheurer Feuerschlünde – gantze Reihen von Menschen zu tausenten in wenigen Minuten hingestreckt werden.*» In einem «Gespräch im Reiche der Todten zwischen 2 Soldaten einem Schweitzer und einem Teütschen» lässt Bräker im Februar 1793 seine beiden diskutierenden Figuren zu der Übereinkunft kommen, dass das Soldatenhandwerk das schlechteste und verwerflichste sei. Und er wendet sich gegen die intellektuellen und geistlichen Rechtfertigungen der Kriege: «*und wenns auch ein Engel geschrieben hätte – het ich doch nie glauben können – das ein höchstes Wesen Wohlgefallen am Morden seiner Geschöpfe fände –*». ♦

Ulrich Bräkers Leben – ein Überblick

22.12.1735: Geburt Bräkers in Näbisweiler bei Wattwil (Toggenburg) als Sohn eines Tagelöhners, Kleinbauern und Seifensieders. 1755–1756: Soldat in der preussischen Armee, Desertion während der Schlacht in Lobositz 1756. Beginn eines kleinen Garnhandels, 1762 Heirat. Im Hungerjahr 1770 Beginn mit regelmässigem Führen eines Tagebuches. 1780: Bräker schreibt seine Shakespeare-Kommentare «*Etwas über Williams Shakespeares Schauspiele*» (erst 1870 veröffentlicht). 1776: Aufnahme in die Moralische Gesellschaft von Lichtensteig. 1789: Der Zürcher Verleger J. H. Füssli druckt Bräkers berühmte gewordene Autobiographie «*Lebensgeschichte und Natürl. Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburgh*». Kontakte zu J. C. Lavater, J. C. Hirzel und J. G. Ebel. 14.8.1798: letzte Tagebuchaufzeichnung. Bräkers Todestag ist nicht bekannt. Begraben wurde er am 11.9.1798.

Ulrich Bräker

«AUF DEM WEG NACH VÖLLIGER FREYHEIT UND UNABHÄNGIGKEIT...»

Bräkers Tagebücher weisen den «Armen Mann im Tockenburg» als sensiblen Chronisten seiner Zeit aus. Die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts stehen im Zentrum des Dritten Bandes der Bräker-Gesamtausgabe, der demnächst erscheint. Sie dokumentieren neben Bräkers skeptischen Ansichten zu den Folgen der Französischen Revolution auch seine Reaktionen auf die wirtschaftliche Krise im Baumwollgewerbe, die Bräker schliesslich ruiniert hat. Notizen über das alltägliche Geschehen wechseln sich ab mit Liedern, Gesprächen, szenischen Texten, Briefen und Reiseberichten, in denen er seine Wanderungen durch die Schweiz schildert. Geradezu unverzichtbar als historische Quelle sind Bräkers Beobachtungen zu den aus Frankreich ins Toggenburg hinüberschwappenden revolutionären Ereignissen. Dazu präsentieren die Schweizer Monatshefte den folgenden Ausschnitt als Vorabdruck.

jm hornung – revolution im Toggenburg –

die muß ich doch allererst hersetzen – dann es ist eine begebenheit – dergleichen weder ich noch meine voreltern ie erlebt haben – schon seit den streitigkeiten der Goßauer mit dem stift St. Gallen – zeigten einige gemeinden im Toggenburg große lust nach mehr – freyheit – einige gar nach völliger unabhängigkeit – die mehrsten gemeinden aber waren zufrieden und woltens beim alten bleiben lassen – wenigstens nur einige beschwården auskauffen – so blieb es bis im vorigen monat – wo unsere deputierten unverrichter sachen von Schwartzbach zuruk kamen – und sich über unnachgiebigkeit der fürst. deputierten beklagten – jndessen kam ein schreiben – (aufruff) an die gemeind Wattweil, eben von iennen gemeinden, worin sie aufgeforderet wurde – zur beförderung toggenburgischer freyheit – als die erste gemeind denn anfang zumachen – und sich selbst zuverschaffen – was mann uns hartnäkig verweigere – unsere gemeindsvorsteher veranstalteten eine zusammenkunfft – nebst anderen zu. L. wo gemeindeversamlungen verabredet wurden: am sonntag als denn 28. ward sie zu Wattweil angekündt – und am dinstag den 30. jenner schon abgehalten. die versamlung war sehr zahlreich – und viele aus anderen gemeinden – es wurden bündige reden gehalten – der aufruff abgelesen – und die gegenwärtigen zeitumstände – in anschlag gebracht – beispiele II erzehlt – wie überall freyheit und gleichheit ein geführt werde – auch in unserem Schweitzerland – wie der canton Baßel den anfang gemacht – und seinen landleüthen – vollkomene freyheit und gleichheit zugestanden und verschrieben habe – wie sich das ganze Wälschberngebieth – unabhängig gemacht – und unter den schutz der Franzosen begeben – wie überall in allen cantonen starke bewegungen vorgehen und alles von freyheitssin beseelt seye – warum wir den allein zuruk bleiben wollen, etzr. – darauf wurde allen anwesenden ernstlich zugebunden das keiner keine hand aufstreken solle – welcher nicht vest entschloßen seye als ein freyer Toggenburger und ächter Schweitzer – die freyheit mit leib guth und blut zuverthädigen –.

während der gantzen action herrschte eine feyrliche stille – welches sonst etwas ungewöhnliches – ist nun gab es ein einheliges meer – vor freyheit – keine hand fehlte, so zuzagen – kein gegenmeer, kein wordt widerspruch – nicht das es sonst nicht auch eine zimliche anzahl männer in unserer gemeind Wattweil hate – die anderer meinung waren – die es lieber beim alten wolten bleiben lassen – u. behaupteten – Toggenburger seyen

nicht die leüthe, die im stande seyen, sich selber zuregieren – aber diese blieben weißlich von der gemeind weg – und wuschen ihre händ in unschuld. – nun wurden einige ausschüsse – oder vollksvertreter gewählt – musik – und freüden gesänge ertönten – man zog in proceßionen herum und sang tanzend freyheitslieder – ein || freyheitsbaum – wurde herbey geschlept, und unter music und tanz auf dem nehmlichen platz wo die gemeinde gehalten worden aufgericht – mit einem freyheitshuth – fahnen und 3farbigen bändern geziert. nun – gieng das wie ein laufffeür durchs gantze land – am donstag – als den I. diß wurde mitten in Lichtensteig unter einem freyheitsbaum eben eine solche gemeinde abgehalten – unter gleichen formalitätten und ceremonien – und gleichem erfolg – bey welcher auch unser landvogt von Müller gegenwärtig war – und als der lezte landvogt (wie er selbst sagte) im Toggenburg – eine vortreffliche – rührende abscheidsrede hielt – die fast iedermann bis zu thränen rührte – worin er uns hertzlich zur freyheit gratulierte – in so fehrn wir guten gebrauch davon machen – welches er uns ernstlich empfahl – zu fried und einigkeit ermahnte – und trefflich erklärte – worin eigentlich die wahre freyheit bestehe – drauf nahm er unter umarmungen – küssen u. thränen rührenden abscheid – von schultheißen und rath, wie auch von der gantzen burgerschafft – und dem gesamten landvollk – wo er sich auch die nächsten tage anschikte, zur abreiße fertig machte – sein andenken wird gewuß bey allen redlichdenkenten Toggenburgern noch lange heilig bleiben – indem jhm kein rechtschaffen=dennkenter etwas zur last legen kan – der sich so bestrebt hate als menschenfreund zuhandeln und zuwandeln – nur unzufriedene menschen und allemannstadler – denen es auch engel nicht recht machen könnten – wüssen jhme allerhand histörchen hervor zurupfen – zuverdrehen – und übel zudeüten – aber mann kehnt diese vögel an den federn. ||

am sonntag als den 4.ten hornung wurden in allen gemeinden des gantzen landes das vollk versammelt und überall einhelig die freyheit ermehret und sich unabhängig erklärt – so das es nirgends widersprochen wurde – oder das mann von irgent einer gemeind gehört hat – wo es zänkereyen abgesetzt – oder einer dem anderen ein scheeles wordt gegeben häte: in allen gemeinden wählte mann vollksvertreter in baritet der religion – welche zusammen tretten und einstweilen, bis zu einer landsgemeind einen landamann und einen präsidenten wählten – dem – stift St. Gallen will mann schadloß halten – und bezahlen – was der ankauff Toggenburgs beträgt – auch sich wegen eigenthümlichkeiten die es im land besitzt sich mit demselben abfeinden – schon hat mann gesandte nach St. Gallen gesandt – welche zwar freündtlich empfangen worden – aber das gelt hat mann jhnen nicht abnehmen wolle. etzr. –

so wäre also der erste schritt gethan – und alles friedlich und einig veranstaltet – weiter auf dem weg nach völliger freyheit und unabhängigkeit fort zuschritten – der himmel gebe sein gedeien dazu, und erhalte uns fehrner frieden und eintracht im lande –. sither versammel sich die vollksvertreter aus allen gemeinden des gantzen lands alle wochen ein oder zweimahl zu Lichtensteig auf dem rathhaus – um sich über die angelegenheiten deß landes – und das allgemeine beste deß Toggenburger vollks zuberathen – und – ordnung zuschaffen – die versamlung mag etwa aus 70 männern bestehen – welche arbeits genug haben werden – bis die staatsverfassung umgeschaffen sein wirdt. – ||

den 15. febr. was mich betrifft

so dencke – ha, alles strebt nach freyheit – alles will frey werden, und wirdt frey – weit und breit um mich her – nur ich bin noch slave – und nicht frey – slave meiner creditoren – abhängig von meinen gläubigern – gebunden, unter dieser last auf meinem posten zubleiben, meine noch übrigen lebenstage – der abend meines erdenlebens schwärmtüchtig zuverhauchen – kumer, sorge und gram müssen an meiner gesundheit nagen – und meine tage, die ich natürlicherweiße noch leben könnte – um die helffte verkürtzen – nein – das alles soll nicht geschehen – weg mit allem kleinmüthigen – wimern und bebern – auch ich will mich freymachen – müthig u. entschlossen das sclaven joch abschütten – und wieder freyer athmen – und wenn ich auch nicht wolte – so müste ich doch – zeit und umstände zwingen mich dazu – ich habe gekämpft – habe ausgekämpft – und – mich auch selbst beruhiget – so wie ich mir, durch meine unbesonenen hand-

lungen – diesen harten kampf auch selbst verursacht habe. nächstens soll auch der erste schritt zu meiner freyheit bewerkstelliget werden – die sache ist nun einmahl so wie sie ist – geschehen ist geschehen – unmöglich kan ichs ungeschehen machen – ich werde meine creditoren de=und wehmüthig um verziehung bitten, jhnen allen meinen wunzig kleinen antheil – an der grossen gotteswelt abtreten – meine wohnung – mein kleines gärtchen – und was ich sonst noch mein, nanndte, zu jhren handen stellen – und sie bitten dasselbe anzunehmen – weil ich sie unmöglich anders befriedigen kan – i, nu – ll nakent bin ich von mutterleib komen – nakent werde wieder dahin fahren – bin ich doch in freyheit – mein guter genius – wird mich nicht verlassen – wird mir mein bisgen leben – so ich etwa noch zuleben habe – meinen unterhalt verschaffen – mich denselben feinden lassen. aber was wird auß meiner familie – frau u. keinder werden – i, nu, in gottesnamen – ich kan nicht helffen – eben vor sie habe mich aufgeopferet – durch unzeitige güte – und unüberlegte handlungen mich in dieses laborinth verwickelt – aus dem ich mir auf keine andere art heraus helffen kan – meine frau ist noch im stande jhr brodt zuverdienen – meine keinder sind alle erzogen und, und im stande jhren lebensunterhalt zugewünen. gleichwohl könnte mich auf keine unterstützung von jhnen verlassen – weil alle mit sich selbst genug zuthun haben. also – wird es mir erlaubt sein, auf meine selbst erhaltung zudenken – ia es dünkt mich selbst – es sey hohe zeit alles ernsts darauf bedacht zusein – ehe mich meine kräfte vollends verlassen – und alle meine sinen stumpf werden solte aber nicht auch etwas zu meiner rechtfertigung hersetzen – nein, das will ich nicht – verdame mich wer lust hat, und seine freude dran feindet – ich habe in meinem engen kreisse offenbar gewandelt – iedermann kehnt mich – und kan meinen wandel beurtheilen – schieff oder grad wie er will – genug – das ich mir keiner übelthaten bewusst bin – die mich ruiniert haben – wohl aber unüberlegte handlungen – und auch unglücksfähle haben mich dahin gebracht – wie ich mein sündenbekenntnuß in meinen vorigen tagebüchel zur genüge abgelegt habe – zeit und umstände – alles trug dazu bey mich dahin zubringen, wo ich nun bin – ll ♦

Die Redaktion der Schweizer Monatshefte dankt dem C.H. Beck-Verlag, München, für die freundliche Vorabdruckgenehmigung.

Editionsplan der im C.H. Beck-Verlag in München erscheinenden «Sämtlichen Schriften» von Ulrich Bräker:

Erster Band: Tagebücher 1768–1778 (bereits erschienen)

Zweiter Band: Tagebücher 1779–1788 (Herbst 1998)

Dritter Band: Tagebücher 1789–1798 (Herbst 1998)

Vierter Band: Lebensgeschichte und vermischte Schriften (in Vorbereitung)

Fünfter Band: Kommentar und Register (in Vorbereitung)

Das Werk wird gemeinsam veröffentlicht mit dem Verlag Paul Haupt, Bern.

DAS DORF SCHUDERS, AUF GOTT GEBAUT

Gott ist der hang,
und der hang
rutscht ab

Die kleinen glocken über der schlucht
sichern sichern

aus: Reiner Kunzes
neuem Gedichtband
«ein Tag auf dieser
Erde», S. Fischer
Verlag, Frankfurt/M.
1998, S. 42.

ULRICH BRÄKER UND DIE REVOLUTION

Christian Holliger,

geb. 1950 in Halle/Saale (D), Studium der Geschichte, Germanistik, Philosophie und Geographie in Basel, 1978–90 Assistent am Vindonissa-Museum in Brugg, seither freischaffend als Historiker, Ausstellungsmacher und Organisator von Kulturreisen. In der Bräkerforschung seit 1975 tätig, u. a. Mit-herausgeber der Chronik Ulrich Bräker (Paul Haupt, Bern 1985) und Sämtlicher Schriften (C.H. Beck, München 1998 ff.).

Die grossen Veränderungen, welche die Französische Revolution mit sich brachte, verfolgte Bräker mit zunehmendem Interesse; ihre Ideen beeinflussten sein Denken und seine Einstellung zur Obrigkeit. Aber auch seine Haltung gegenüber den revolutionären Franzosen wandelte sich von anfänglicher Sympathie hin zur Ablehnung. Seine gesellschaftspolitischen Ideale waren Harmonie und Menschlichkeit.

Bräkers feine und sehr differenzierte Beobachtungsgabe war nicht nur auf seine nächste Umgebung gerichtet, ihn interessierten im Laufe seines späteren Lebens genauso die Politik und das Weltgeschehen, soweit es ihm durch die damaligen Medien überhaupt zugänglich war. Er war sich dessen voll bewusst, dass er ein Beobachter war mit nur mangelhaften Informationen, *«doch ich schreibe keine weltgeschichte – diß ist vor gelehrte – die mehrere und bessere nachrichten haben als ich – die sich besser drauf verstehen – weltbegebenheiten zuschildern und zuförmen – ich schränke mich also nur auf mein vatterland – in meinen engen kreisse – und auf mich selbst ein»*, heisst es im Dezember 1789 in seinem Tagebuch.

Auch wenn er selbst nie politisch aktiv war, abgesehen von der Teilnahme an den regelmässigen Volksversammlungen im Toggenburg, so bildete er sich früh seine eigene Meinung zu Zuständen im Toggenburg, die er auch kundtat, in den – allerdings verlorenen – Preisausschreiben der Toggenburgischen Moralischen Gesellschaft, für welche er wiederholt einen Preis erhielt.

Bereits 1777 lobte ihn *Johannes Graf*, Lehrer am Philanthropinum in Marschlin: *«Doctor Hirzel in Zürich bewundert seine Geschicklichkeit im Dialogisiren und sagt: er schäme sich nun seines philosophischen Bauren. Er ist in seinen Abhandlungen fein gründlich, körnicht, satyrisch, und überall patriotisch; er hat sehr gesunde Begriffe in der Religion, [...]. Die Landräthe und die Geistlichkeit haben ihn zu fürchten.»* (Zitiert nach *Johannes Dierauer*, Die Toggenburgische Moralische Gesellschaft, in: 52. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 1913, S. 22.)

Diese eine der wenigen Bemerkungen, welche über Bräker aus seiner Lebenszeit erhalten ist, soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass Bräker ein positives Bild von den Zuständen im Toggenburg zeichnete – zu Recht – gehörte es doch zu den privilegiertesten Untertanengebieten in der Alten Eidgenossenschaft: *«und doch befeindet sich kaum ein ländchen in unserem Helvetien – notiert er im Dezember 1797 – das mehrere freyheiten hat – wenigstens bey seiner ietzigen staatsverfassung glücklicher ist – ohngeacht seines mageren bodens, und rauhen climas – haben wir uneingeschränkten freyen handel und wandel – ieder darff treiben und lehrnen was er will – kan das land aus und einziehen und sich seßshafft machen wo er will – und – die abgaben, die wir zubezahlen haben sind bagatel.»* Eine besonders grosse Verehrung hatte Bräker für den *«edeln und guten»* (Mai 1797) Landesherrn, den sanktgallischen Fürstabt *Beda Angehrn*, besonders wegen dessen *«gütte und mildigkeit»* (14./15. 4. 1771), durch welche sich dieser während der Hungersnot Anfang der siebziger Jahre mit der Vorsorge für seine Untertanen auszeichnete.

Bräkers politisches Denken wird in seiner sozioökonomischen Analyse zum Glarner Untertanengebiet Werdenberg besonders deutlich: *«man sieht sehr wenig menschen von anstand – und – wenig heüßer die von wohlstand zeügen – und doch ist die gegend so fruchtbar – und wie ein paradieß gegen unserer obersten gemeind Wildhauß – wo mann doch vielmehr wohlstand antrifft – was mag doch die ursache sein – sind die leüthe zuträge – zudum – oder rührt es von einer deßspotischen regierung her, in der that dünkt mich wahrgenommen zuhaben – das eben ein despotisches sclaven-*

ioch die menschen dumm und träge mache – und ie freyer ein vollk seye desto thätiger seye es auch.» Die Ursache erkannte er in den auswärtigen Landvögten, und er fragte sich, weshalb freigeborene Schweizer ihre «mitbrüder so despotisch beherschen können». Das Übel komme daher, dass der jeweilige Landvogt sein Amt für eine grosse Summe erkaufen müsse, so «das er gezwungen wird, diese wiederum von einem kleinen armen häufgen unterthanen zuerpresen – sich, samt einer familie zuernehmen – und wenn er geltsüchtig ist sich noch zubereichern», heisst es in einer Tagebuchaufzeichnung im September 1793.

Seit Beginn der Französischen Revolution beobachtete Bräker sehr genau die Ereignisse in Frankreich und ihre Auswirkungen auf die umliegenden Länder, insbesondere natürlich die Alte Eidgenossenschaft. Seine unvoreingenommene und erstaunlich zutreffende Beurteilung liest sich wie «ein intelligenter Kommentar zur innenpolitischen und zur aussenpolitischen Lage, wie sie ein gewissenhafter Journalist kaum besser hätte geben können». (Ulrich Im Hof, Bräker als politischer Beobachter. Eidgenössische Staatsprobleme, in: 118. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 1978, S. 37.)

Unkontrollierte Eigendynamik

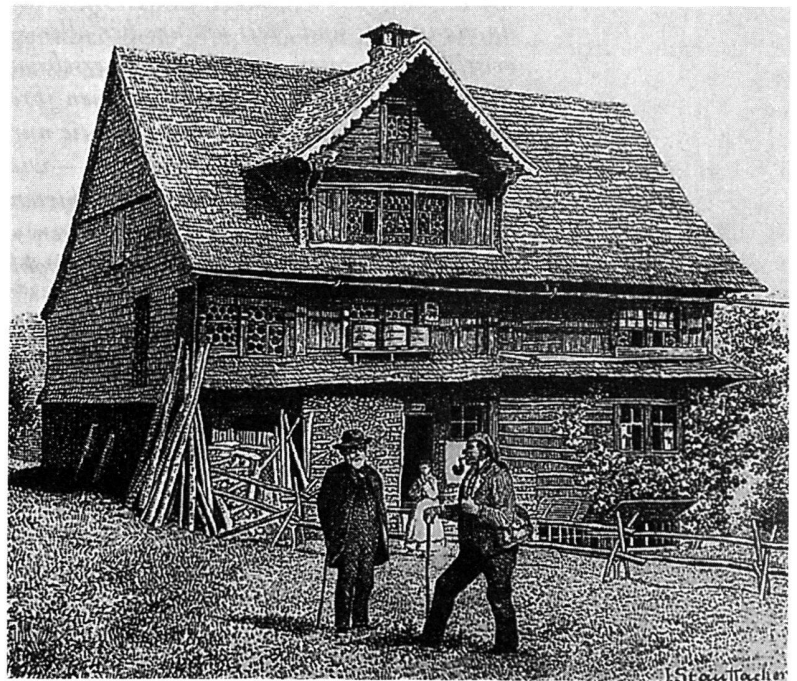
Anfänglich stand Bräker der Französischen Revolution mit uneingeschränkter Sympathie gegenüber. Er spricht von den «braven Franzosen [...] recht und gerechtigkeit». Weiter heisst es: – «wahre freyheit muß doch zulezt obsiegen – und alle theyranen – und barbarische herscher vom erdboden vertilgt werden» (6.1.1793). Er wundert sich, dass sich so viele Leute dazu hergeben, bei den Koalitionskriegen als schlecht bezahlte Soldaten für Despoten gegen die Franzosen und damit gegen die Freiheit und Menschenrechte ihr Leben aufs Spiel zu setzen, anstatt selbst sich gegen die Tyrannen zu erheben.

Mit zunehmender Schreckensherrschaft ging auch Bräker mehr und mehr auf Distanz zu den Ereignissen in Frankreich: «freylich ist es in die augenfahlent – das die Frantzosen anfangs in ihrem freyheitsrausche die freyheit zuhande nehmen wie kein der die messer – eine ausschweifente nation – fahlt von einem extrem aufs andere – von

dem üsserst drükenten slaven joche und unbegreiflichen schlavensein geht oder spreingt diese nation in einen übertriebenen freyheits tumel hinüber – wil gar zufrey – und selbstherscher sein – selbst die niedrigste pöbelclaße unter welche sich banditen und spitzbuben genug mengen – will gantz zügellos und frey sein – ia so gar den höhern und weisern welche den staat leiten solten verhaltungsbefehle und geseze vorschreiben – ist es also [wunder], das in solchem verwirten freyheitstaumel – eine zahllose menge unwüssenter oder gar boßhaffte schreyer immer den vernünfftigeren theil überstimmen» (12.2.1793).

Was ihn fortan am meisten beunruhigte, war die unkontrollierte Eigendynamik, welche in dieser Revolutionsbewegung steckte und noch mehr, dass dadurch ein ungebildeter und unerfahrener Bevölkerungsteil, er nannte ihn auch unvernünftige Pöbelklasse, an die Macht kam. «der revolutionsgeist ist wie eine ansteckente seüche – der pöbel weist selbst nicht was er will und räsoniert oft die ungereimtesten vernunfftlosesten sachen» (30.5.1795). Das Aufbegehren in einzelnen Untertanengebieten der Schweiz, insbesondere auch im Toggenburg sah er als Nachahmungssucht und die gegen die Abtei vorgebrachten Beschwerden kaum als berechtigt an, schliesslich hätte man ja nicht unter einer harten Regierung zu klagen, und die wenigen kleinen Überbleibsel aus der Leibeigenschaft seien leicht zu beseitigen. Sein Ideal

Geburtshaus Ulrich Bräkers in Näppis, Wattwil. Xylographie von J. Stauffacher aus dem Jahre 1889. Aus: St. Galler Neujahrsblatt 1889.



Die innere
Neugestaltung
der Eidgenossen-
schaft nach
den Idealen
der Franzö-
sischen Revo-
lution – Freiheit
und Gleichheit –
befürwortete
Bräker.

war das harmonische Zusammengehen von Obrigkeit und Untertanen: «*möchten doch obrigkeiten – angehörige und unterthanen – die alte harmonie immer trachten beyzubehalten – die erstern mit weißheit, güte und nachgiebigkeit – in bilichchen sachen regieren – die anderen an den spruch denken – gebt gott was gottes ist und dem keißer*» rc. (26.7.1795). Die grösste Gefahr für Frieden und Freiheit sah er in der Uneinigkeit und den Parteiungen.

Ende des Jahres 1797 wurde aber auch Bräker vom Revolutionsgeist eingeholt, seine Ansichten hatten sich radikalisiert. Dieser geistige Wandel lässt sich im einzelnen nicht nachvollziehen, wesentlicher Ursprung für diesen Umschwung scheint gewesen zu sein, dass die Verhandlungen zwischen dem Toggenburg und der Abtei ins Stocken geraten waren, denn Abt Beda war 1796 gestorben und ihm der unnachgiebige Pankraz Vorster im Amte gefolgt: «*mein vatterland Toggenburg – wird sich doch noch bey erster gelegenheit selbst frey machen*» – schrieb Bräker – «*lange genug hat es um mehrere freyheit gebettelt – um nachlaß einiger überbliesel von beschwärden – die noch von der leibeigenschaft herrühren.*» Zur Rechtfertigung liefert er zwei Begründungen: «*zudem kan ich auch nicht begreifen – wie unsere vorelltern das recht solten gehabt haben – uns – alls jhren nachkommen – die freyheit auf ewig zuversichertzen – oder das wir nicht auch gleiches recht haben solten – dieselbe bey erster bester gelegenheit wieder an uns zureißen – sonderheitlich – da mann weit und breit um uns her allen – geistlichen regenten, oder länderbeherschern ihre besizungen streitig macht – jhnen jhre weltlichen regierungen nimmt – und sie nur auf jhre geistlichen ämter einschränkt – wie es mich auch billich dünkt – seelenhirten sollen keine weltlichen besizungen haben – sondern sich lediglich um das seelenwohl jhrer heerde beschäftigen.*»

Aber nicht nur das, für Bräker war auch die Zeit absolutistischer Regierungsformen und der weltlichen Macht der Geistlichkeit abgelaufen: «*alle dinge in der welt haben ihre gewüssen zeitperioden – die zeit scheint doch gekommen zusein – das mann nicht mehr so guthmüthig – gantze schwärme heiliger halunken, wie sie Zimmermann nennt – ehrt pflegt und mästet – lange genug hat diese periode gedaurt*» (28.12.1797).

Lieber ohne die Franzosen

Im Beschluss des Jahres 1797 schlug er dann gar fast klassenkämpferische Töne an: «*die völlker dieser erde sind verirrt (das ist aber auch nichts neües) die beherscher und gewallthaber der völlker haten den bogen zuhoch gespannt – jhre gewallt mißbraucht – und denn mißbrauch, aufs höchste getrieben – helsehende köpfe sahen daß – und schrekten das schlaffende thier – (den grösseren menschenhauffen) – das von treiben und jagen – mühe und arbeit nicht mehr wuste wo ihm der kopf stund – auf, und reizten es – indem sie demselben seine angebohrnen rechte, so wie auch seine stärke – zeigten – das schlummernde thier erwachte – zeigte muth – die gewallthaber, mit der gewöhnlichen peitsche hinden drein – diß machte das von – natur unbändige thier vollends wild und rassent.*»

Schon von der ersten Seite seines Tagebuches 1798 an beschäftigte sich Bräker weiter mit der politischen Lage. Er sieht die drohende Miene Frankreichs, ein Bruch sollte unbedingt verhindert werden, «*doch muß mann auf alle fähle truppen in bereitschaft halten – die aristokratischen regierungen aber müssen sich zuerst mit dem landvölk abfeinden – demselben mehrere freyheit ertheilen – um dasselbe zur verthädigung willig und bereit zumachen*». Die innere Neugestaltung der Eidgenossenschaft nach den Idealen der Französischen Revolution – Freiheit und Gleichheit – befürwortete er vollumfänglich. Dies habe jedoch aus sich selbst heraus zu geschehen, ohne die Einmischung oder gar mittels Gewalt durch die Franzosen, für die er nun nur noch Begriffe wie «*räüberhorden*» übrig hatte. Den Einmarsch der Franzosen in die Schweiz nannte dann Bräker ungerecht und ohne Ursache. Entsprechend unzimperlich titulierte er jene Mitlandleute, welche weiterhin noch mit den Franzosen sympathisierten: «*nein, solche verdienen den namen – Schweitzer – nicht – sind ertzblutdürstige jacobiner* (5.3.1798); sie seien «*treülose Eydgenossen, reüdige schaaffe und nichtpatrioten*» (11.3.1798).

Und doch findet sich in Bräkers Aufzeichnungen kein Wort der Trauer, auch nichts von Verlust oder Untergang, sondern diese Zeit war für ihn ein Aufbruch, ein Neuanfang, wenn auch mit Gefahren, in eine neue, bessere Zukunft: «*mann sagt*

freylich – gantz Helvetien seye ietzt in einer wiedergeburt begrieffen – und keine geburt lauffe ohne schmerzen ab – kan sein – der himmel gebe nur – das dieses kind alle rechten glieder zur welt breinge – dann aufwachse – und zunehme an alter und verstand – [...] wann ich dann hingegen sehe – männer – zur neüen regierung bestimt – zu dotzenten, pundtschäkicht daher trabben – jhre köpfe sehr hoch tragen – auf deren gesichter – mann weder talente – noch gute hertzen zulesen – sich unfähig fühlt – und wann mann dann gar menschen – zu denn höchsten ehrenstellen erhoben sieht – die mann schon lange persönlich gekandt – von denen mann nie eine gute meinung hegen konte – gott – wie empört sich das hertz – muß mann nicht fürchten es werde anfangs in Helvetien gehen – wie es in Frankreich gieng – der lezte betrug werde ärger werden als der erste – die neüen machthaber – werden, soviel in jhrer macht stehe ärgere despoten werden – als die ersten – der himmel gebe das ich mich jrre – nun die zeit wirdt alles aufhelen» (17.4.1798).

Diese Aufbruchstimmung nahm Bräker selbst zum Anlass, auch sein persönliches Leben zu verändern, sich aus der Abhängigkeit seiner Gläubiger zu befreien: *«alles strebt nach freyheit – alles will frey werden, und wirdt frey – weit und breit um mich her – nur ich bin noch slave – und nicht frey – slave meiner creditoren [...] auch ich will mich freymachen – muthig u. entschlossen das slaven joch abschütten – und wieder freyer athmen» (15.2.1798).* Am 22. März verliess er Haus und Familie und erklärte den Konkurs, der dank der Vermittlung

von Freunden und Verwandten abgewendet werden konnte. Am 28. April kehrte er wieder nach Hause zurück, die tödliche Krankheit zehrte bereits an seinen Kräften.

Der Durchzug französischer Truppen im Mai 1798 weckte in ihm das Interesse als ehemaliger Soldat und als Mensch. An drei aufeinanderfolgenden Tagen notiert er in sein Tagebuch: *«den 14. ich habe diese pursche auch beauget – u. hätte hertzlich gerne etwa ein menschenfreundliches gesicht – ein freundliches auge – oder so etwa züge die menschlichkeit verrathen hätten – unter jhnen ausgespäht [...].»*

«den 15. jch war ein thor – dachte ich hüte – unter wilden kriegshorden – menschenfreundliche gesichter aufsuchen wollen – nein diese lassen sich nicht unter solche horden anwerben – sondern wohnen in friedlichen hütten – im creisse besserer menschen – wo sie zum besten der menschheit wirken können – und nicht zum morden jhrer brüder – u. zum verwüsten der erde.»

«den 16. [...] die schlechte meinung – die ich schon lange von dieser nation hegte – wurde also bestärkt – ie mehr ich diese augen – diese furiösen gesichter ansah – desto erklärlicher kams mir vor – das in dem jnneren jhres landes schon so viele mord u. gräuelsceenen vorgehen konten – das sie unter sich selbst ärger als tiger gewüthet – und die menschheit entehrt – haben –.»

Fortan hielt es Bräker mit den *«ruhigen und stillen im land» (31.5.1798).* Seine fortschreitende Krankheit machte ihn gegenüber dem Geschehen um ihn herum mehr und mehr gleichgültig. ♦

.....

Die Aufbruchstimmung nahm Bräker zum Anlass, auch sein persönliches Leben zu verändern, sich aus der Abhängigkeit seiner Gläubiger zu befreien.

.....

*Als Lisa am Abend heimging, sah die sinkende Sonne herüber,
und Lisa fühlte sich wie auf ein Schiff gerettet, das in den Hafen
führe, warm und bremsend brauste das Wasser um den Bug,
schon verlöschte die Fahrt langsam. Sie ging an Land.*

aus: JOHANNA WALSER, Versuch, da zu sein, Prosa Collection Fischer,
Frankfurt/M. 1998, S. 62.

BRÄKERS SHAKESPEARE

Versuch über eine Annäherung

Rüdiger Görner,

geboren 1957 in Rottweil am Neckar, lebt seit 1981 in London.

Professor Neuere Deutsche Literatur und Kulturgeschichte an der Aston University, Birmingham (bis 1991 an der University of Surrey). Schriftsteller und Kritiker. Jüngste Buchveröffentlichungen: «Hölderlins Mitte» (1993), «Goethe. Wissen und Entsagen aus Kunst» (1995). «Grenzgänger, Dichter und Denker im Dazwischen» (1996). «Die Kunst des Absurden» (1996). «Einheit aus Vielfalt. Föderalismus als politische Lebensform» (1997). «Wortwege. Zugänge zur spätmodernen Literatur» (1997). «Streifzüge durch die englische Literatur» (1998).

«Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen», rief der junge Goethe in seiner 1771 verfassten Rede «Zum Shakespeare-Tag» aus. Bei solchen Emphasen hatte er es jedoch nicht belassen: «[...] Shakespeares] Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unseres Ichs, die prätendierte Freiheit unsres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstösst.» Noch George Tabori sollte in seiner «Expedition in den unergründlichen Kontinent Shakespeare» (1990) an dieser These festhalten: Der Naturmensch und Erotomane aus Stratford-upon-Avon führe mit seinen Stücken ins Innere des Menschen.

Goethe kam über vierzig Jahre nach dieser von Sturm-und-Drang geprägten Rede in seinem Aufsatz «Shakespeare und kein Ende» mit einer geradezu kantischen Diktion auf das Problem des Wollens zurück: «Niemand hat vielleicht herrlicher als er (Shakespeare, d. Verf.) die erste grosse Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll: sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie: sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine.»

Im Jahre 1771 hatte Goethe noch von der «kolossalischen Grösse» gesprochen, in der Shakespeare die Geschöpfe des Prometheus nachgebildet habe. Eben diese «Grösse» hob auch Jakob Michael Reinhold Lenz in seiner 1775/76 gehaltenen Ansprache «Von Shakespeares Hamlet» hervor; nur zur Grösse könne sich der Mensch hingezogen fühlen.

In dieser Tonlage verhandelte man nun einmal Shakespeare, Wieland nicht anders als Lessing, Eschenburg ebenso wie später A. W. Schlegel und Ludwig Tieck. Wie anders hätte man sich im Genie-Zeitalter diesem Göttersohn mit, wie es sich für Genies gehört, unsicherer Biographie nähern können? Ob er nun verkappter Aristokrat oder Spross eines sozial abgestiegenen Handschuhmachers aus Warwickshire war: «Hamlet» ist «Hamlet» und allemal Anlass für rückhaltlose Devotion.

Literatur als radikal demokratischer Ort

Anders Ulrich Bräker. Anno 1780 schreibt er «Etwas über William Shakespeares Schauspiele» nieder und versieht seine Betrachtungen mit dem Vermerk: «Von einem armen ungelehrten Weltbürger, der das Glück genoss, ihn zu lesen». Wohlgermerkt: Bräker schreibt in diesem einen Jahr über alle uns bekannten Shakespeare-Stücke, wobei er die Anordnung der Eschenburgschen Ausgabe beibehält, die in zwölf Bänden zwischen 1775 und 1777 erschienen war. An Shakespeares Stücken möchte der Toggenburger Baumwollgarnhändler Bräker sein «Weltbürgertum», sprich: aufgeklärtes Denken schulen, messen und erproben. Er beginnt, wie es sich ziemt, mit einer *captatio modestiae*, einer ins Extreme getriebenen Bescheidenheitsformel, die in ihrer Überspanntheit schon wieder selbstbewusst wirkt: «Ein ungelehrter Tropf, ein grober Tölpelhan, ein Flegel, der irgend in einem wilden Schneeberg von zwei Klötzen ausgeheckt worden, der weder Erziehung noch Talente hat, so ein Plock erfrechet sich, an dem grössten Genie sich zu vergreifen, sich an den grössten Mann zu machen, seine Schriften zu kritisieren, die von der ganzen gelehrten Welt bewundert und angebetet werden.» Das gehört zum Register der Selbststilisierung Bräkers als «tumber Gesell» und hat im Ton etwas von Grimmelshausens Simplicissimus («Ja ich war so perfekt und voll-

kommen in der Unwissenheit, das mir unmöglich war zu wissen, dass ich so gar nichts wusste»). Überdies liefert Bräker eine Parodie der bürgerlichen Shakespeare-Verehrung seiner Zeit, die nur den devoten Kommentar aus berufenem Munde akzeptierte.

Dann folgt das Unerhörte: Bräker stellt sich mit Shakespeare auf Du und Du: «Ungeraimte Fragen – ein Aber – oder ich dachte – ich hätt gemeint – oder ein Warum doch wird mir der gute William nicht übel nehmen.» Mit Shakespeare will er reden, wie man im Toggenburg eben spricht, oder wie mit einem Grenadier kurz vor oder nach der Schlacht bei Lobsitz. Schliesslich beherrschen das Böse, die Gewalt, das Niedere auch Shakespeares Szenen. Das genau ist der Punkt von Bräkers kumpelhaft wirkender Literaturbetrachtung: Seine These lautet: Wenn Shakespeare eine ganze Welt in sich und auf die Bühne gebracht habe, dann müsse auch für «so einen Kerl» wie ihn, Bräker, ein Platz unter den Verehrern Shakespeares sein. Literatur als radikal demokratischer Ort, als Bereich, wo soziale und intellektuelle Emanzipation möglich sein muss – das sind die Voraussetzungen für Bräkers demonstrativ ungeschlachte Shakespeare-Kritik.

Wenn denn Shakespeare «Natur» im Sinne des Genie-Kults ist, dann muss es ihn geben dürfen, den unverbildeten, betont «naiven» Zugang zu «Hamlet» oder «Othello». Bräker bittet Shakespeare zum Gespräch, soweit das erste Skandalon. Das zweite, noch ungeheuerere: Bräker lässt Shakespeare nicht zu Wort kommen. Er verweigert jedes Zitat. Dafür stellt er Fragen. Zum «Sommernachtstraum» etwa fällt ihm ein: «Wer spielt seine Rolle am besten – der seine Zuschauer am meisten vergnügt, oder der sie am meisten belehrt?» Fürwahr eine Grundfrage von Literatur seit Horaz und bis Brecht. Dann die skeptisch beantwortete Frage der Katharsis angesichts der Macbeth-Tragödie: «Ich fürchte schier, der Erdboden trage heutzutage noch solche Menschen, die, wenn sie Macbeths Reizungen und seine Gewalt in Händen hätten, eben auch Macbeths Taten begingen, sie möchten dieses Stück gelesen haben oder nicht.»

Der Dichter – ein Hexenmeister

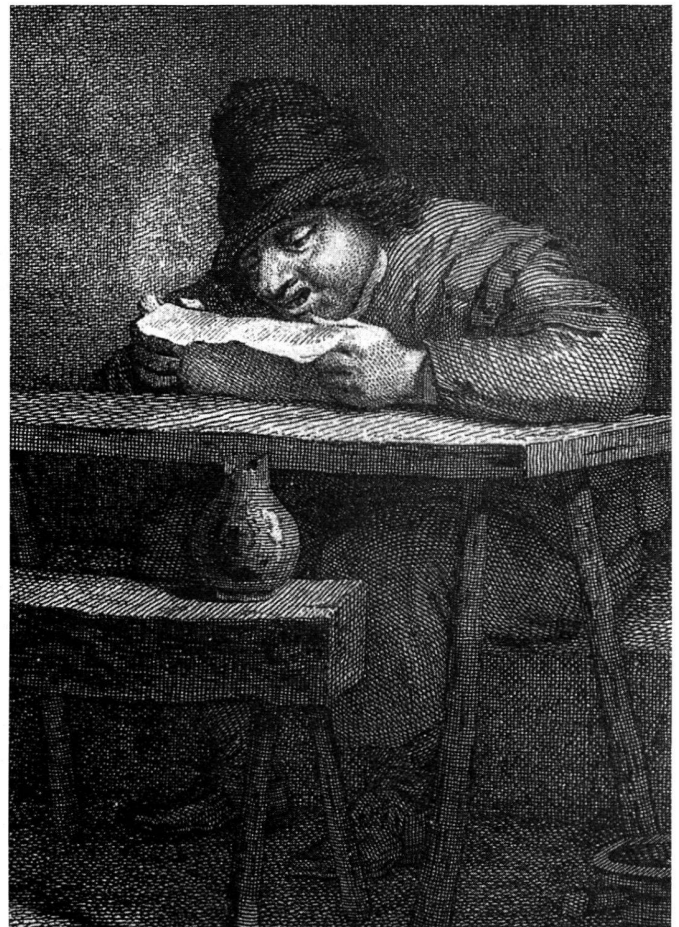
Unverblümt spricht Bräker an, was ihm missraten scheint: «Aber das Greulichste

hab ich auf die Letz erspart. Da will ich dich noch zu Rede setzen, William, warum bringst du da in drei Hexen die halbe Hölle auf die Welt, das Scheusslichste, das ich in meinem Leben gehört habe? Ists dein Ernst, warst du nach der damaligen Moden auch so ein Hexenmacher?» Unschuldig gefragt, und doch ins Schwarze getroffen. Der Dichter als Hexer, das war im elisabethanischen England eine durchaus verbreitete Ansicht gewesen. Das zeigte sich etwa in einem Bürgerprotest aus dem Jahre 1597 gegen die verderbliche Wirkung des Theaters auf die Jugend, eine Klage, die immerhin der Kronrat zu verhandeln hatte. (Elisabeth I. gab der Klage übrigens nicht statt; ihre geliebten Theater blieben offen und mithin auch der «Spielraum» Shakespeares.)

«Julius Cäsar» bewegte Bräker, wobei er gleich zu Anfang anmerkt, das Stück sollte eigentlich «Markus Brutus» heissen, handelt es doch im wesentlichen von der Psyche eines «herzlichen Freundes und redlichen Bürgers», eines «zärtlichen Gatten und besten Herrn», der doch «ein verräterischer Meuchelmörder» ist. «Antonius und Kleo-

Das Lesen: «Nahrung für die Seele». Kupferstich von unbekannter Hand nach einer Zeichnung von Adrian Brower, 1747 – Zeitungsmuseum Meersburg.

Die Illustrationen dieses Dossiers wurden entnommen: Holger Böning, Ulrich Bräker, Der Arme Mann aus dem Toggenburg. Ein Biographie, Orell Füssli, Zürich 1998.



Literatur als Bereich, wo soziale und intellektuelle Emanzipation möglich sein muss – das sind die Voraussetzungen für Bräkers demonstrativ ungeschlachte Shakespeare-Kritik.

patra» regt ihn zu der Überlegung an, dass das *«gegenwärtige Vergnügen durch beständige Wiederkehr das Gegenteil von sich selber»* werde. «Timon von Athen» schätzt Bräker über die Massen, ebenso den «König Lear». Und warum? Weil sie ihn zur Kritik am Zeitalter der Kritik anregen: *«O, ihr aufgeklärten Zeiten, wo ihr die Sprache verfeinert, alle Künste aufs höchste gebracht und so viel hochfliegende Geister zeugt, warum zeugt ihr keine Williams mehr, warum – warum nur so langweilige Schwätzer, die halbe Tage von einem gelben oder braunen Haar, von einer bogichten Nase schwätzen; die ganze Bogen füllen von dem Hauch eines Fürsten und in ganzen Bändern die Meinung eines andern von einem Holzapfel zergliedern. Schreibt lieber, wie man Flöh und Wanzen vertilge und den Schneevogel stumm mache.»*

Bräker misstraut dem modernen «Genie», nicht minder der Lavaterschen Verfahrensweise mit ihrer an langen oder («bogichten») Nasen herbeigezogenen Wissenschaftlichkeit. Er hält dem frische Einsichten ins Überlieferte gegenüber, unverstellte Zugänge zu bedeutenden Werken. Im Falle des «Hamlet» bemerkt er: *«Nein, so lebhaft kanns nicht vorgestellt werden, als wie man sichs vorstellt, wenn mans liest.»* Die eigentliche «Bühne» für Shakespeares Stücke sei, so impliziert Bräker, das geistige Auge, die Vorstellungskraft, durch die das Lesen schöpferisch werde.

Shakespeare als Bildungserlebnis. Nur Fontane hat später ähnlich entwaffnend über die Weltkunst dieses elisabethanischen Dichters geschrieben. Bräker hat an

seinem eigentümlichen Shakespeare-Erlebnis festgehalten. Noch ganz zuletzt, im «Tagebüchel vor das Jahr 1798», charakterisiert er das revolutionäre Treiben im Toggenburg mit der Formel *«viel Lärmens um nichts»*. Und wenige Monate vor seinem Tod notiert er ganz im hamletschen Sinne: *«Das Leben ist ein Traum»*. Bräker führte diese Einsicht zu quasi stoischen Bemühungen um Gelassenheit. Trotz aller gesundheitlichen und sozialen Not: Learhafte Ausbrüche blieben ihm erspart.

Bräker wollte mit seinen Bemerkungen zu allen Stücken Shakespeares eine Welt erfassen, literarischer Weltbürger werden, Grenzen überschreiten und sich dennoch treu bleiben. Bei aller Kumpelhaftigkeit im Ton, das wesentlichste Anliegen, das er «seinem» Shakespeare anvertraute, lautete: *«So bitt ich, hilf du mir»*. Shakespeare habe ihm Träume geschenkt, meint Bräker an einer Stelle und nennt den Dichter *«mein Arzt»* – gegen Melancholie. *«Wann Sorgen und Unmut meinen Geist umhüllten, traf ich in deiner Gesellschaft Leute an, die mir so treffend ans Herz redeten und allen Gram wegpredigten, Leute, die den geheimsten Schmerz von der Brust wegscherzten und mich gesund und mutig machten.»*

Es liesse sich ein umfangreiches Essay darüber schreiben, was Bräker an Shakespeares Stücken nicht aufgefallen ist und nicht bewegt hat (etwa Bräkers eigene «Spiegelbilder», die Aussenseiter-Rollen). Was er uns jedoch vermittelt, ist die Bemühung um authentisches Lesen. Nichts könnte wichtiger sein in unserer virtuellen Welt. ♦

Den Vorwurf, dass alle über das Lesen und Schreiben hinausgehenden Unterrichtsfächer wie Naturkunde, Geographie und Geschichte die «Kinder über ihren Stand hinaus erziehe», haben sich Pestalozzi, Girard und Calame gleichermaßen machen lassen müssen. Ihr umfassender Ansatz weist sie – bei allen Unterschieden – als zukunftsweisende Pädagogen aus, die nicht von der Hierarchie des Wissens allein besessen sind, sondern von der Idee der Formbarkeit der jungen Menschen und deren Erziehungspotential.

aus: RENATE GYALOG, Die «Pestalozzi» von Le Locle. Das Leben der Marie-Anne Calame. Eine Biographie, Benziger Verlag, Zürich 1996, S. 80.

Peter Wegelin,

geboren 1928, Prof. Dr.
phil. hist. im Ruhestand
in Teufen AR.

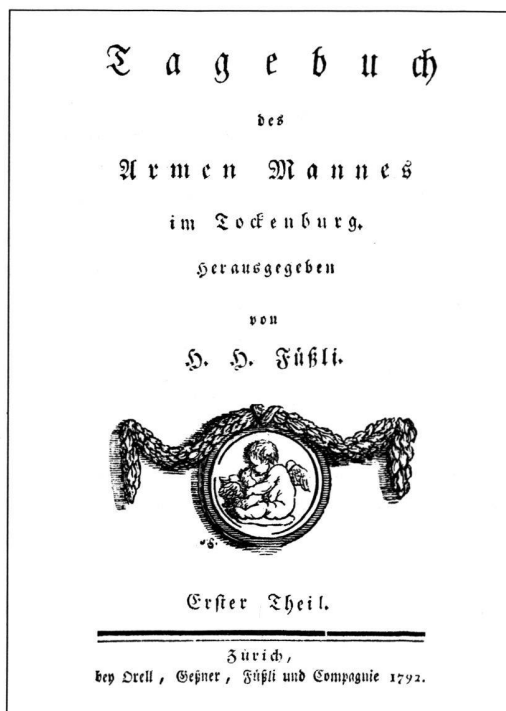
Veröffentlichungen
zur neueren schweize-
rischen Geistesge-
schichte.

DER ARME MANN IM DRUCK

Ulrich Bräkers Weg von Orell, Gessner, Füssli und
Compagnie in Zürich zu C.H. Beck in München

Als «poetische Fantasien eines wildaufgewachsenen Dichters im Toggenburg»¹, als «eine Dosis gesunden Menschenverstands aus den Bergen»² sind vor 200 Jahren Schriften des Armen Mannes entdeckt und gepriesen worden. Ratsherr Johann Heinrich Füssli hat 1789 und 1792 in seiner Offizin zwei Bände Bräker ediert, um «diese neue, ganz unerwartete literarische Erscheinung»³ in städtischer Gesellschaft weiterzuvermitteln.

Ulrich Bräker selber, unsicher im Urteil über sein «Geschreibsel», rühmte «die schönen Verbesserungen ... meines guten Verlegers, der sich meines Geschmiers so ... gütig annahm»⁴.



1792 erscheint eine
Auswahl aus Bräkers
Tagebüchern. – Quelle:
Deutsche Presse-
forschung an der
Universität Bremen.

Fünfzig Jahre später hat Johann Jakob Rietmann aus St. Gallen, Pfarrer in Lichtensteig, als erster die verstreuten Manuskripte Bräkers gesammelt und dabei festgestellt, «dass Füssli, was er herausgab ... nach dem Tone seiner Zeit versentimentalisierte und verwässerte»⁵. Die stockenden Sätze Bräkers, oft zögernd, dann wieder begeistert losbrechend, mundartnah und bewegt, sie erschienen im Druck umgegossen in eine ordentlich dahinfließende Literatursprache.

Auf Ulrich Bräkers 200. Todestag im September 1998 sind erstmals seine Tagebücher nun im vollen Umfang zugänglich: über 2300 Druckseiten in drei Bänden bei C.H. Beck, München, und Paul Haupt, Bern.

Die wissenschaftliche Bräker-Ausgabe bemüht sich, die Schriften des Armen Mannes im Druck vorzulegen, ohne ihn dabei in irgendeine Ecke zu drücken. Sie vermeidet die Willkür einer Auswahl, indem sie «Sämtliche Schriften» vor die Leserschaft bringt. Sie tut es buchstaben- und zeichengetreu so, wie der Arme Mann sie aufgezeichnet hat.

«Es war die Absicht der Herausgeber», so wird auf den ersten Seiten erklärt, «das Besondere von Bräkers Schriftlichkeit und Sprache im Druck zum Vorschein zu bringen»⁶.

Die sechs Mitglieder der Herausgebergruppe erarbeiteten Band um Band gemeinsam. Die beharrliche Auseinandersetzung mit Ulrich Bräker, die unterschiedlichen Sichtweisen der philologisch und historisch Geschulten haben die Herausgeberin und die Herausgeber zu einem

¹ Johann Gottfried Ebel: Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Leipzig 1798/1802. Bd. 2, S. 35.

² Vom Verleger Füssli gewählter Titel für den Vorabdruck von Tagebuchstellen Bräkers im Helvetischen Calender für das Jahr 1789. Zürich 1789, S. 42.

³ Lebensgeschichte und natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg. Zürich 1789, S. IV, Vorbericht des Herausgebers.

⁴ Bräkers Brief an Pfarrer Imhof. Vadiana St. Gallen, Ms 920.

⁵ Brief an Landammann Hungerbühler vom 30.9.1851. Vadiana St. Gallen, S49r.

⁶ Ulrich Bräker: Sämtliche Schriften. Herausgegeben von Andreas Bürgi, Heinz Graber, Christian Holliger, Claudia Holliger-Wiesmann, Alfred Messerli, Alois Stadler. Wissenschaftlicher Beirat Ulrich Im Hof, Peter von Matt, Karl Pestalozzi, Peter Wegelin. Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung sowie des Lotteriefonds des Kantons St. Gallen. Bände 1–3 Tagebücher. München/Bern 1998. Bd. 1, S. X.

umsichtig verantworteten und wohlüberlegten Gemeinschaftswerk geführt.

Die neuen *Bräker*-Bände bringen gewiss auch, aber nicht nur, literarische Kostbarkeiten. Entscheidend bleibt ihr Wert als Geschichtsquelle. Denn hier:

- führt ein Schreiber in seiner reifen Lebenshälfte während dreissig Jahren Buch über Erleben und Empfinden, lässt Stufen einer Entwicklung verfolgen,
- belegen Aufzeichnungen mit der Zeitspanne von 1768–1798 die Jahrzehnte des geistigen und politischen Umbruchs zwischen Ancien Régime und Revolu-

tion, zwischen Pietismus und Sturm und Drang,

- sind uns Äusserungen aus einer Landschaft und Sozialschicht überliefert, deren Stimme in der Geschichte des 18. Jahrhunderts kaum zu vernehmen ist.

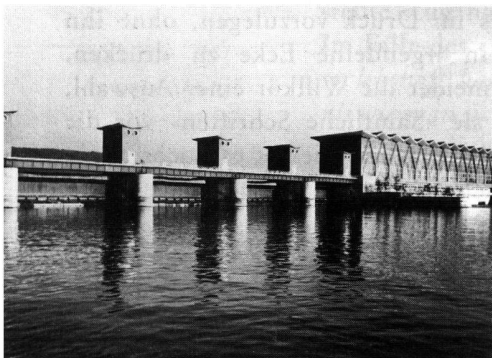
Was *Bräker* selbst betrifft, so wird vorab die Kenntnis der Tagebücher in ihrer Vielfalt, auch Widersprüchlichkeit, jede vorschnelle Etikettierung künftig in Frage stellen. Man wird ihn als Schreiber ernst und den inneren Reichtum des Armen Mannes zur Kenntnis nehmen. ♦

TITELBILD

VISIONÄRE SCHWEIZER ARCHITEKTUR DES 20. JAHRHUNDERTS

Kraftwerk Birsfelden, 1953/54

Architekt: Hans Hofmann



Kraftwerk Birsfelden,
1953/54
Architekt: Hans Hofmann

Kaum ein anderer Architekt hat die verschiedenen Stationen der Entwicklung der schweizerischen Architektur im 20. Jahrhundert ähnlich typisch durchlaufen wie *Hans Hofmann* (1897–1957). Zusammen mit seinem Partner *Adolf Kellermüller* lieferte er zu-

nächst Beiträge zum Wohnungsbau, die ganz dem modernen Siedlungsbau des Neuen Bauens verpflichtet waren, wie der Block in der Werkbundsiedlung WOBA in Basel 1930. Dann verwirklichte er mit der Höhenstrasse an der Landesausstellung 1939 ein populäres Dokument des damaligen Zeitgeistes, ein überzeugendes Beispiel «darstellender Architektur», in dem Themen wie Repräsentation, Stimmung und Atmosphäre dominierend waren.

Nach dem Krieg bestimmt er die fünfziger Jahre mit Bauten wie der Rundhofhalle der Mustermesse in Basel oder dem Kraftwerk Birsfelden. Dem transparenten Block der Maschinenhalle folgt das Stauwehr mit den sechs prägnanten Wehrpfeilern. Sie werden abgeschlossen von geknickten Dächern, die die Faltung des Maschinenhallendachs, das nur punktuell aufliegt,

fortsetzen. Leichtigkeit, Transparenz und eine farbliche Verschmelzung mit der Landschaft bestimmen das Bild des Kraftwerks. *Hofmann* hatte sich als Vertrauensmann des Schweizerischen Heimatschutzes Basel schon seit 1942 mit der Neugestaltung der Flusslandschaft bei der Projektierung des Kraftwerks Birsfelden auseinandergesetzt. «Die Hochbauten des Kraftwerkes sollen durch eine sinnvolle, lebendige und auch kühne Gestaltung als Menschenwerk in dem neugestalteten Landschaftsraum bestehen können» sagte *Hofmann* 1952.

Die Ausstellung über *Hans Hofmann* fand 1987 im Architekturmuseum Basel statt.

ULRIKE JEHLE-SCHULTE STRATHAUS

Das Architekturmuseum Basel stellt in wechselnden Ausstellungen internationale und schweizerische Architektur aus und versteht sich als Vermittler von architektonischen Fragen im weitesten Sinn. Nicht nur für Fachleute, sondern für ein breites, interessiertes Publikum. Unter dem Motto «Visionäre Schweizer Architektur des 20. Jahrhunderts» gestaltet die Direktorin *Ulrike Jehle-Schulte Strathaus* aus den Beständen des Museums die 10 Titelblätter der «Schweizer Monatshefte» im Jahr 1998. Auf jedem Titelblatt wird ein wichtiges Werk der schweizerischen Architektur des 20. Jahrhunderts zu sehen sein, mit dem ein neuer, nicht selten revolutionärer Akzent in der Entwicklung des Bauens gesetzt wurde.